

(Nachdruck verboten.)

11)

## frau Pilatus.

Von Oscar Madsen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Aber Winther dachte nicht weiter über diesen Satz nach. Seine leidenschaftliche Unruhe war da einer gewissen kaltblütigen Ruhe abgelöst worden. Aber es dauerte nicht lange, dann hatte die Phantasie wieder freien Spielraum gegenüber all dieser Ungewißheit, verlor sich in Vermutung auf Vermutung — Krankheit, plötzlicher Tod — ja, auf was konnte man nicht kommen. Er kannte ja ihre Fassung, ihre zarte, schwächliche Gesundheit! Allerhand schreckhafte Visionen durchjagten in bunter Folge seine Seele.

Und bei alledem spähte er in kurzen Zwischenräumen nervös zu dem Stüchchen Himmel auf, das er um die Wetterfahne des Rathhausturmes sehen konnte, um aus der Stellung der Sonne zu berechnen, wie spät es wäre.

Es mußte ja drei, halb vier, vielleicht sogar vier Uhr sein. „Daß der Satan mich nicht bald ins Verhör nehmen kann!“ rief er laut aus.

Der Schweiß brach aus seiner Stirn hervor, lief ihm tropfenweise über die Wangen. Es waren Augenblicke, in denen er für seinen Verstand zu fürchten begann und sich sagte: „Komme ich jetzt ins Verhör, so bin ich außer stande, zu antworten. Ich bin ein haltloser Wacklappen in der Hand des Untersuchungsrichters. Er wird Geständnis auf Geständnis aus mir herauswinden können, Geständnisse von Dingen, die ich mir nicht habe träumen lassen. Er wird mich zu dem Bekenntnis bringen, daß ich meinen Vater umgebracht und meine Mutter in Mayonnaise gegessen habe!“

Der Gedanke an Mayonnaise leitete auf einen Augenblick seine Gedanken in eine friedlichere Richtung. Ein gewaltiger und steigender Hunger meldete sich, und es fiel ihm ein, daß er seit dem vorigen Abend nichts gegessen hatte. Und er bröckelte ein Stück aus der Krume des Roggenbrottes, das noch von dem ersten Tage seines Arrestes dalag. Es war trocken und klebrig und schmeckte schlecht. Mit einem Schluck Wasser spülte er es hinunter. Noch vergingen ein paar Stunden, ehe Schwanenmoos dem Arrestanten ankündigte, daß er zu dem letzten, entscheidenden Verhör hinauf sollte.

„Sie können glauben,“ sagte der Mann, „daß ein besseres Essen auf Sie wartet, wenn Sie nach Hause kommen. Natürlich hat Ihre Frau nur deshalb nichts geschickt. Sie wartet wohl, bis Sie selbst kommen.“

„Sie glauben?“ . . . begann Winther fröhlich. Schwanenmoos unterbrach ihn.

„Ach glaube gar nichts. Aber ich darf doch alles Mögliche für Sie hoffen . . . Nicht wahr?“

Aber Winthers froher Mut sank doch wieder, während er sich ein wenig putzte, ehe er zum Verhör ging.

Denn Schwanenmoos, deren Blick auf das Brett sandte, wo der Arrestant sein Kleingeld liegen hatte, das er in der Zelle behalten durfte, sagte plötzlich:

„Ich sehe, es sind nur noch ein paar Pfennige übrig. Vielleicht wäre es das beste, daß ich auf alle Fälle — falls Sie hierher zurückkehren, ein paar Mark vom Wachtmeister unten holte. Sie müssen ja bis zum Abend schrecklich hungrig sein.“

„Ich hoffe, das ist unnötig, Herr Schwanenmoos.“

„Das hoffe ich auch. Aber immerhin . . .“

„Na ja, machen Sie, was Sie wollen . . .“

Lassen empfangen die Gefangenen an dem gewöhnlichen Platz, beim Gitterthor. Sie gingen beide durch die todesstillen Rathausgänge, wo sie keinen Menschen trafen. Winther lugte in den Hof hinaus, wo die weiß- und braungefleckten Tauben in ihrem Schlag aus und ein schlüpften. Und wie eine heiße Welle schlug die Sehnsucht nach der Freiheit, nach dem Leben draußen um sein Herz auf, hemmte seinen Atem, zwang ihm die Thränen in die Augen.

„Warum so traurig, Herr Winther?“ fragte Lessen und berührte leise seinen Arm. „Nun tagt es ja für Sie.“

„So,“ sagte Winther trocken und bemühte sich, sein Gesicht in ruhige, uninteressierte Falten zu legen. „So? Meinen Sie?“

„Ja, das meine ich, Herr Winther. Ich müßte mich sehr

irren, wenn Sie nicht heute losgelassen werden. Und deshalb darf ich es Ihnen ja sagen.“

Er holte seine Uhr heraus.

„Zu fünf Minuten halb sieben. Das wird keine lange Geschichte. Wenn es sieben ist, dann wissen Sie: drin oder draußen!“

Allerhand widerstreitende Gefühle erfüllten in diesem Augenblick Winthers Seele: Kummer, Spannung, Unruhe, Angst um seine Frau, eine dämmernde Hoffnung, und alle seine Nerven waren in der Qual der Ungewißheit auf's äußerste angespannt.

Aber selbst in diesem Zustande durchschloß es ihm wie eine sichere und versöhnende Freude, daß er, wie es auch kam, kaum mehr als eine halbe Stunde dem Dämon mit dem Basiliskensbild, dessen Name Krog war, gegenüberstehen würde.

Schon das war etwas Großes, die reine Wonne. Und wenn er wie gewöhnlich, lange warten mußte, kam er womöglich noch mit weniger davon!

Diese letzte Hoffnung sollte schnell beschämt werden.

Denn im Wartezimmer erzählte ihm Lassen:

„Heute kommen wir schnell heran. Alle andren Sachen sind expediert.“

Er klopfte an die Thür des Raumes, in dem Krog thronte und ließ den Arrestanten zuerst hineingehen.

XV.

Dort saß Untersuchungsrichter Krog, zurückgelehnt, wie gewöhnlich, braungrau, in seinem verschoffenen Bureau-Anzug, den großen, kahlen Kopf vom Licht der späten Nachmittagssonne umflossen, die schräg zu den Fenstern hereinsiel. Einer alten, garstigen, widerwärtigen Ratte glich er, einer Ratte, die zähe und träge und lange nagen konnte, um sich durch das Plankenwerk aller Unwahrscheinlichkeiten und aller Unmöglichkeiten den Weg zu bahnen, die aber auch rasch und brutal mit einem einzigen giftigen Biß zuschnappen konnte.

Winther verneigte sich wie gewöhnlich.

Aber heute paßte es dem Untersuchungsrichter nicht, wiederzugrüßen. Nur eine Minute maß er schweigend den Gefangenen mit einem langen Blick — stechend, höhnisch und böse.

„Das sieht ja vielversprechend aus,“ sagte Winther für sich. „Es ist Sünde zu behaupten, daß hier Zeichen der Entlassung in der Luft liegen. Lassen hat wie ein rechter, abgerichteter Schwindler gelogen.“

„Ich habe gestern Ihren Kollegen Möller auf freien Fuß gesetzt,“ begann Krog wieder. „Heute will ich Sie loslassen.“

Er machte eine kleine, wohlberechnete Pause und achtete sorgfältig auf Winthers Gesichtszüge, um diesen bei einem plötzlichen, nervösen und verdächtigen Aufleuchten der Ueberstimmung und Freude zu ertappen.

Aber Winther beherrschte sein Aeußeres mit vollkommener Ruhe. Das fehlte gerade noch, daß man Freude über etwas zeigen sollte, das einfach selbstverständlich war!

Er begnügte sich mit einem fast unmerklichen Nicken und bereitete sich darauf vor, die Entschuldigungen, die nun zweifellos von seiten des Assessors folgen würden, durchaus nicht für bare Münze zu nehmen. Aber etwas anders kam es doch, als er es sich dachte.

Krogs Miene war düster und streng, als er sich jetzt erhob, und — das Lineal wie einen Kommandostab in der Hand — etwas begann, was er das „Resumé“ nannte.

Winther lauschte mit steigendem Staunen.

Er bekam eine Reihe von „Thatsachen“ zu hören, die er sich nie hatte träumen lassen, die Anschauung von der Sache hörte er, die sich Krog von Anfang an gebildet hatte. Diese Anschauung in Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit zu bringen, darauf waren alle Bestrebungen des Richters ausgegangen, und mit diesem Ziele vor Augen war die ganze einseitige Untersuchung geführt worden.

„Aber glauben Sie nun nicht,“ schloß Krog, „daß meine Ansicht über Sie jetzt eine andre wird. Ich glaube immer, daß Sie sowie Ihr Freund Möller — sich nur herausgeschwindelt haben! Aber die Sache wird ja weiter verfolgt, die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß wir uns wiedersehen.“

Und er nidte mit einem wahrhaft teuflischen Ausdruck von verbissener Bosheit, mit Enttäuschung und Raserei untermischt.

Winter schnappte nach Luft.

Das war also die Entschuldigung, die ihm für eine unverschuldete, brutale, überflüssige und sinnlose Verhaftung geboten wurde?! Eine Verhaftung, die zweifellos seinen Namen für lange Zeit besiedeln und ihm seine Lebensstellung kosten konnte! In solchen Worten übte ein Hüter des Gesetzes den Akt der Gerechtigkeit, der ihm Vergnügen bereiten sollte, so lange sich noch ein rechtlich denkender und humaner Mann nur freuen kann, daß ein Mitmensch, der den Schein wider sich hatte, doch kein Schurke war!

(Fortsetzung folgt.)

## Spielwaren.

(Schluß.)

Der Junge leuchtete in den Hausflur eines Fabrikantenhauses und huckte seinen Tragkorb ab. Der Hausflur war mit Lieferleuten gefüllt, und so konnte er lange warten, bis die Reihe an ihn kam.

Es war zugig im Flur. Vom Hofe strich der Wind herein, und wenn die Haustüre geöffnet wurde, pfliff es, daß die Leute sich schüttelten. Von Zeit zu Zeit kamen Schnüßerleute mit leeren Körben aus dem Lieferraum und andre gingen hinein. Den Harrenden war förmlich die Stimme eingetroten. Sie standen schweigend da oder unterhielten sich nur im Flüßertone.

„Nu, Heiner-Karle“, fragte ein Alter, „hot Dich Deine Mutter o liefern g'schickt?“

Der Junge nickte.

„Was hotte?“

„Soldaten.“

„Wieviel sind's?“

„Hundert Schod.“

Der Alte überschlug. Hundert Schod Holzsoldaten, das Schod zu fünfzehn Pfennigen, machte fünfzehn Mark Lieferlohn. Holz, Leim, Farbe machte ungefähr acht Mark Kosten. Da behielten sie etwa sieben Mark zum Leben.

Er sah den Jungen mitteilidig von der Seite an.

„Bist mit der Bahne kommen?“

Der Junge schüttelte den Kopf und rieb seine durchfrorenen Hände.

„Aee, ich bin's gelaufen.“

„An host den schweren Korb geschleppt?“

„Ja, des ho' ch.“

Die Lieferleute wurden aufmerksam. Was, den weiten Weg von Seiffen bis Oßernhau war der Junge mit dem schweren Korb auf dem Rücken gelaufen? Wie konnte man dem schwächlichen Kinde eine solche Last aufbürden? Aber freilich, wenn die Mutter krank, der Vater tot war und am ganzen hundert Schod, woran eine Woche gearbeitet werden mußte, kaum sieben Mark Verdienst blieben, wie konnte es da anders sein!

Der Junge hörte gleichmütig zu. Er war ja den weiten Weg nicht zum erstenmal gelaufen, und war's nicht besser gewöhnt. Wenn er nur Geld genug nach Hause brachte, daß die Mutter Kartoffeln, Leinöl und Salz kaufen konnte.

Er überfah die Menge der Körbe.

„Su eene Masse Zeug, wie se da wieder z'sammeng'schnitzelt ha'm“, sagte er zu dem Alten und rieb sich die durchfrorenen Hände.

„Wo se se bloß lassen woll'n all' die Soldaten, des Vieh, die Häufeln, die Beemeln, die Wagen un' Pfer'.“

Aber der Alte lachte und begann zu erzählen. Er wußte es durch den Buchhalter. Das ganze Jahr hindurch stapelte der Verleger die Ware auf. Die Hauptsache war, daß er Geld hatte und kaufen konnte. Dann kamen die Einkäufer der großen Exportgeschäfte. Die sahen sich das Musterlager an, und dann wurde abgeschlossen. In großen Kisten, gleich waggontweise, gingen dann die Spielwaren hinaus, nach Leipzig, nach Berlin, nach Hamburg, nach London, nach New York, über Länder und Meere. Und sie kamen auf den Tisch der reichen Leute, unter schimmernde Weihnachtsbäume. Jubelnde Kinder belamen sie in die Hände, die nichts wußten von all dem Hunger und Kummer der Schnüßerleute. Die Spielwaren, an denen so viel Thränen und Not klebte, umgab man für sie mit dem sonnigen Reiz der Märchen-Poesie, und dieselben Waren, für die der Spielwarenmacher ein paar Hungerpfennige erhielt, wurden zu Gold für die Verleger, die sie in die Welt sendeten.

So erzählte der Alte in schlüchten Worten, und der Junge hörte mit großen glänzenden Augen zu. Als dann die Reihe an ihn kam, zog er seinen Korb in den Lieferraum und ließ seine Ware prüfen. Dann strich er mit den blaugefrorenen Fingern das Geld ein und wanderte, den leeren Korb auf dem Rücken, heimwärts.

Und wieder pfliff der Wind über die Straße, daß es den Jungen erschauerte. Die andern fuhren nach dem Liefern mit der Bahn in das Gebirge hinauf oder sie saßen in den erwärmten Stuben der Wirtschaften an der Straße. Aber der Junge ging seines Weges und seine starregefrorene Nase umklammerte die paar Mark Liefergeld, die er seiner Mutter nach Hause brachte.

Und während er ging, dachte er der Erzählung des Alten. Er sah seine Holzsoldaten, die er mühsam zusammengeknüpelt hatte, in den Spielwarenläden verpackt, in ferne Länder und Städte gehen.

Er sah die Spiegelscheiben glänzender Verkaufshäuser, hinter denen sie aufgestapelt lagen. Und er sah warme Stuben, er hörte jubelnde Kinder, er sah den Lichterschimmer der Tannenbäume und er glaubte den Geruch von Kuchen und Ledereien zu haben. Mit großen, glänzenden, irren Augen sah er Jubel und Freude und was ihm nur Hunger und Arbeit und Elend bedeutete, die Herstellung der Holzspielwaren, das bereitete den glücklichen Kindern der Reichen frohliche Stunden.

Der leere Magen schmerzte, und eine schier unübertwindliche Müdigkeit besiel ihn. Da legte er seinen Korb an den Straßenrand, mit dem Boden gegen den Wind und troch hinein. Und als er so dasah, nur die dünnen Beine herausgestreckt, konnte er der Müdigkeit nicht widerstehen und schlief ein.

Da kam der Hünzner-Bauer in scharfem Trabe von Oßernhau zurück und als er den Korb sah, zog er ein gräßliches Gesicht.

„Do hot schon wieder Ecener seinen Lieferlohn verlossen, un' is' nu beoffen, daß 'n Korb an der Straße liegen läßt. Palasche, verfluhte!“

Als er aber vorbei wollte, sah er die dünnen Beine herausragen. Er hielt das Pferd an, sprang ab und sah den kleinen Heiner halb erfroren am Wege sitzen.

Verfluht noch 'mal, das war eine schöne Geschichte! Ließ man ihn liegen, so kam er um, nahm man ihn mit, so starb er vielleicht unterwegs und die Geschichte war nicht besser. Aber es ging nicht anders. Mit einer mürrischen Geberde hob er den Jungen in das Korbschwägelchen, wickelte ihn in eine Decke und fuhr scharf zu, den Berg hinan und hinab ins Thal nach Seiffen.

Drunten brachten sie den Jungen durch Grog und Brammiwein wieder zu sich und schafften ihn dann in die elende Hütte der Heiner-Witwe, ganz am Ende des Ortes, auf ein langes Krankenlager.

Der Hünzner-Bauer aber fuhr heimwärts mit seinem ewig mürrischen Gesicht. Da hatte er wieder einmal Wohlthäter sein müssen und er hatte doch nichts davon. —

## Weihnachtsmusik.

Die Bemühungen, den Kindern statt der bisherigen unkünstlerischen Eindriffe, die für sie Regel waren, etwas künstlerisches zu geben, haben in der bildenden Kunst und in der Lyrik wenigstens einige Früchte getragen. In der Musik und gar erst im Drama sind kaum erst Spuren solcher Bemühungen zu finden. Die Nähe der Weihnachtszeit stellt uns wieder vor die Frage, ob es auch darin weiter geht. Das „Opern-Theater des Westens“ pflegt in dieser Jahreszeit alte Märchen dramatisiert zu bringen und dabei manches mehr nur gelegentliche Darsteller-Personal neben erprobten Kräften vorzuführen. Vorgefieri (Montag) kam zum ersten Mal und mit viel äußerem Aufgebot „Abezah!“. Ein Märchenspiel usw. von Karl Straup. Musik von Vertraud Sänger. Der Dichter — er gab dieses Werkchen bereits 1893 heraus — ist ein erfahrener Theatermann und hat zahlreiche Theaterstücke und theoretische Theaterchriften geschrieben. Der Komponist ist der uns wohlbelannte Kapellmeister jenes Theaters. Beide haben ein den Kindern oder vielmehr ihrer üblichen geistigen Ernährungsweise angepaßtes Werk geliefert, das stark von der landläufigen Ausstattungsoperette beeinflusst ist. Das zappelnde Herumtrippeln von Kindern als Gnommen u. dgl. auf der Bühne, die Elfen tänze usw., die getreulich den bekannten Ballettgeist konserbieren, und die übrigen scenischen Hilfen werden ja ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen. Von diesem und dazu noch vom puren Unterhaltungsstandpunkt aus wird der Besuch des Stückes nicht zu widerraten sein. Jrgend ein Ehrgeiz, etwas artistisch Neues zu bieten, hat ersichtlich keinen der Verfasser des Wertes befeelt. Die Musik ist „gute Kapellmeistermusik“, mit den gebräuchlichen Hilfsmitteln der Elfenstimmung und dergl., und mit Citaten aus Wagner, Chopin und Meyerbeer, die ein originellerer Kopf, wenn sie schon kommen sollen, wohl bis zu interessanten Parodien hätte fortbilden können. Die melodramatischen Partien und Partietzen verdienen eine anerkennende Hervorhebung, die Tanzpartien dagegen sind doch etwas gar langweilig. Im Text hätten Inkonsequenzen — gelinde gesagt —, wie z. B. zwei öde Couplets, gut wegbleiben können. Die Aufführung klappte zwar manchmal schlecht; aber gewiß haben der Regisseur F. Worms und die Ballettmeisterin G. Strauch mit diesen zahlreichen Figurantenzu stände gebracht, was da möglich war, und die letztgenannte hatte anscheinend manche Mühe, ihre eigene Sololeitung nicht durch die Aufmerksamkeit auf ihre Leute stören zu lassen. Im Mittelpunkt der Darstellung stand eine kleine Elbin, W. Worms, die den Knaben Feih gab. Sie hat ersichtlich nicht wenig gelernt und kann in Sprache und besonders in Mimik mehr als manche sowohl von den regelmässigen wie von den gelegentlichen Mitwirkenden. Aber es dürfte eine Aufgabe der Kritik sein, vor einer falschen Behandlung eines solchen Kindes zu warnen. Wir meinen weniger dies, daß sie in der Sprechtechnik noch manches überwinden muß, wie z. B. ein Säufeln und ein Verschlucken von Endlauten und eine Berliner Klangfärbung. Allein vor dem Theatralischen zu behüten, wird um so mehr eine dringende Aufgabe ihrer Erzieher und Bildner sein, als sie ein starkes Komödiantenblut, im guten wie im schlechten Sinn, zu haben scheint. Allerdings ein schweres Stück Arbeit! Ist jede Bildung zum Künstler-tum eine die Natur wiederfindende Unnatur, so wird diese Paradoxie gegenüber einem Kind begreiflicherweise erst recht anspruchsvoll. —

Dass von den übrigen Darstellern neben viel „Annatur“ auch viel künstlerische „Natur“ geleistet wurde, dürfen wir wohl mit einem einzigen Wort verzeichnen.

Es drängt uns, auf ein Werkchen aufmerksam zu machen, das wir unter sonstigen Weihnachtsstücken gefunden und mit lebhafter Freude als eine wirklich künstlerische Musikeistung für Erwachsene wie für Kinder begrüßt haben. Hermann Fischhoff, dem Leiter wohl noch durch seinen „Ran“ aus dem neulichen Strauß-Konzert in Erinnerung, hat zu alten Volksliedgedichten „25 neue Weisen“ komponiert (verlegt bei Lauterbach und Kuhn, Leipzig), die den alten Volksliedstil sehr hübsch und mit neuer Sehweise verbinden. Etwas auf dem Gebiete der Tonkunst wie Scheffels „Frau Abenteuer“ auf dem Gebiete der Dichtkunst! Manches ist etwas simpel, manches etwas gezwungen (z. B. im „Brautlied“ S. 16 unten), und manche sinnwidrige Betonungen (z. B. ebenda, S. 17 oben) wären nicht nötig gewesen. Aber dafür ist so vieles so entzückend eigenartig, daß man nur jedem wünschen kann, es zu hören oder zu singen. Findet sich irgendwo ein sehr gut geschulter Kinderchor, so wird er nicht bald etwas Wirkungsvolleres singen können, als zu Neujahr nach altem Gebrauch ein Lied wie das „Stierlied von den heiligen drei Königen“. Welche Eigenart in diesen eigensinnig primitiven und doch so fein ansprechenden Tonfolgen! Auch sonst ist Gelegenheit zu Gesängen für Feiertage: „Lanzlied“, „Brautlied“, „Weihnachtslied“ u. a. Einiges wichtig Ernste fehlt nicht. „Steh auf Nordwind“, und das auch als Lösung eines schwierigen Kompositionproblems interessante Stück „Drei Lilien“. — Wir haben keine Volkslieder von heute. Vielleicht werden sie in Kindermund erlösen.

Daß hingegen die Kunstmusik — um diesen Gegensatz, mit allem Bewußtsein des Zurechtfindenden in ihm, zu gebrauchen — derzeit quantitativ und zum Teil auch qualitativ hoch steht, wissen wir. Auch im theoretischen Bewußtsein von der Tonkunst sind wir auf guten Wegen; in ihren pädagogischen Angelegenheiten weit weniger. Auf eine Wiederholung unserer Klagen darüber verzichten wir im Augenblick um so lieber, als uns eben ein Werk zuzuging, das jedenfalls innerhalb der Lehrlitteratur der Musik einzig dasteht. Wir hatten vor einiger Zeit den 1. Band der „Großen Kompositionslehre“ von Hugo Riemann begrüßt („Der Homophone Satz“, Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1902). Jetzt ist der 2. Band nachgerückt (ebenda; ein dritter Band soll abschließen). Was wir damals hauptsächlich gesagt, können wir mit Befriedigung wiederholen: ein Werk, das wie kaum ein anderes zeigt, daß die Kunst lehrbar ist — die Kunst als solche, nicht nur ihre Technik und Grammatik, und nicht nur ihre Verstandesseite, sondern auch ihre Phantasieseite. Von einem kritischen oder auch nur beschreibenden Eingehen ins Detail kann hier natürlich keine Rede sein; bestenfalls vermögen wir ein oder das andere spätere Mal einen Anlaß zu erschaffen, der uns darauf zurückleiten mag. Doch sei wenigstens der Reichtum an historischen Beispielen betont, mit denen der Verfasser seine Lehre erläutert, und die nicht nur in Abhängigkeit, aber geschichtlich und sachlich Belangvolles, sondern auch in einiges erst jüngst von Niemand selber Entdeckte einführen.

Eine „Große Vortragslehre“ zu schreiben mag den Kritiker tödlich, wenn er die Verschiedenheiten der allabendlichen Konzerte auch nur an wenigen Fällen zu kosten bekommt. In dem Geiger Jacques Thibaud kann man lernen, was Tonschönheit und was Seele in der Sprache dieser Schönheit ist, auch wenn man sich ausdenken möchte, daß man selber im erträumten Besitz dieser Technik sie vielleicht noch schärfer in den Dienst der Deutung des Kunstwerks stellen würde. Wir hörten dem Künstler so lange zu, daß wir in ein anderes beachtenswertes Konzert nicht mehr frühe gehen konnten. Aber was wir von den Stammersängerinnen Aline Friede (Sopran) und Minna Allen-Minor (Alt) noch hören konnten, war des Erlens wert. Die Erstgenannte ist durch Gaitspiele aus ihrem Schweizer Wirkungskreis („Jugendbe“ von Schilling) hier bereits gut bekannt; daß eine „Hochdramatische“ im Konzertsaal — noch dazu in dem kleinen Oberlichtsaal der Philharmonie — das Unvollkommene eines Konzerts gefangen mehr als sonst fühlen läßt, ist auch nichts Neues mehr. Jedenfalls lieber ein bißchen zu viel als gar zu wenig! —

### Kleines feuilleton.

p. Bestraft. Kommerzienrat Holberg sah in seinem Privat-comptoir und blätterte zerstreut in Geschäftspapieren. Seine Gattin wiegte sich, ein Modejournal in der Hand, in einem Schaukelstuhl am Fenster. „Der neue Bewerber ist ziemlich unpietätsch“, Philipp. Holberg zog die Uhr. „Es ist eine Minute über die angesetzte Zeit. Fünf Minuten geh' ich dem Manne Frist. Wenn er bis dahin nicht kommt, empfangt er ihn erst gar nicht.“ Er erhob sich. „Pünktlichkeit verlange ich in erster Linie von meinen Leuten.“ Er ging auf und ab. „Diese ewige Sorge mit dem Hauspersonal!“ „Ja.“ Frau Holberg seufzte. „Es ist entsetzlich schwer, etwas Passendes zu finden!“ „Es klopfte. Ein Hausmädchen sah herein. Holberg winkte ungeduldig: „Naja. Lassen Sie eintreten.“ „Wo doch!“ Seine Gattin stellte das Schaukeln ein und setzte sich in eine neugierige Postur. Mit einer scheuen Verbeugung trat ein ärmlich gekleideter Mann herein. Holberg musterte ihn etwas erstaunt. Dann ließ er sich gemächlich an seinem Schreibtisch nieder und nahm spielend ein Lineal

in die Hand. „Sie haben sich da um die von mir ausgeschriebene Stellung beworben.“

„Ja, Herr Kommerzienrat.“ Der Mann fiel hastig ein. „Es thäten mir einen großen Gefallen, wenn —“

Holberg unterbrach ihn mit einer Handbewegung. „Von Gefallen thum und dergleichen ist keine Rede. Es handelt sich lediglich darum, ob Sie mir gefallen! Zunächst bemerke ich, daß Sie sich allen Arbeiten — allen, ohne Ausnahme! — die Ihnen angewiesen werden, stillschweigend unterziehen müssen. Widerreden dürfte ich principiell nicht! In der Beziehung verstehe ich keinen Spaß, verstanden?“

„Ja wohl, Herr Kommerzienrat. Mir is alles recht. Bloß Arbeit möcht' ich haben, daß ich leben kann mit meiner Familie.“ „Naja. Ihre Motive kümmern mich nicht. Die Bedingungen kennen Sie. Haben Sie Zeugnisse?“

Der Angeredete zog mit bebenden Händen ein Päckchen Papiere aus der Tasche und reichte Sie dem Kommerzienrat. In banger Erwartung beobachtete er die Mienen des Lesenden.

Frau Holberg fragte indes: „Wie heißen Sie eigentlich?“ „Mant, Albert Mant, gnädige Frau.“

„Wir würden Sie einfach Fritz nennen. Wir sind das so gewöhnt.“

Mant schien etwas hinunterzuschluden. „Ja wohl, Frau Holberg.“

„Ihre Frau ist hoffentlich fleißig und sauber. Und klatscht nicht.“

„Da brauchen Sie keine Bange zu haben, Frau Kommerzienrat.“

Holberg unterbrach seine Lektüre: „Ihre Zeugnisse sind ja sehr gut, wie ich sehe. Ich muß Ihnen offen gestehen, daß mich zunächst Ihre — Ihre etwas wenig moderne Kleidung“ — seine Gattin lächelte — „ja Ihre abgetragene Kleidung etwas frappte.“

Mant strich unwillkürlich über den schäbigen Rock. „Ich — ich — es is bloß augenblicklich —“

Holberg winkte. „Jedenfalls müßten Sie sich erst etwas equipieren. Ja. Also was meinst Du, Emma?“

„Mir gefällt der Mann. Ich denke, Du engagierst.“

In den Augen des Varienden leuchtete die Hoffnung auf und freier begegneten seine Blicke den forschenden des Kommerzienrats.

„Um.“ Holberg griff noch einmal zu den Zeugnissen und prüfte die Daten. Plötzlich stuzte er, suchte in den Papieren und sagte scharf: „Aber! Mein Lieber! Das letzte Zeugnis ist ja schon vor einem Jahre ausgestellt! Wie geht denn das zu? He?“

Mant war heftig erschrocken. In tödlicher Verlegenheit suchte er nach Worten: „Herr Kommerzienrat! Erst — erst war ich krank. Und denn kommt ich nichts finden. Und dann ging's mir so schlecht.“

Holberg war aufgestanden und faßte Mant bei einem Mantelknopf: „Hören Sie mal! Da ist irgend etwas nicht richtig! Wir haben doch nichts ausgefressen?“

Eine heftige Bewegung erschütterte den Examinierten. Er würgte an einer Ausrufe, plötzlch übermannte ihn der Groll; er warf den Kopf hoch; „Ja. Ich hab'n Brot gestohlen. Und da haben sie mich eingesteckt. Weil ich's nicht mit ansehen konnte, wie meine Familie zu Grunde ging!“

Der Kommerzienrat war erschrocken zurückgetreten. Er schenkte die Finger, welche Mant's Mantelknopf gefaßt hatten. Dann wandte er sich mit einer Verzweiflungsgeberde zu seiner Gattin: „Da haben wir's!“

Frau Emma war aufgesprungen: „Gestohlen? Empörend! Ja, aber Philipp, Du kannst doch keinen Dieb engagieren!“

Ihr Gatte warf mit zwei Fingern die Zeugnisse zusammen und reichte sie dem heftig atmenden Mant: „So. Und nun thun Sie mir den Gefallen und verlassen Sie so schnellmöglicht als möglich mein anständiges Haus!“

Mant hielt sich mit Mühe aufrecht. „Herr Holberg! Ich bin immer 'n ehrlicher Mensch gewesen. Ich — wahrhaftig! — es steht doch in den Zeugnissen!“

„Naja! Sie sind ein ehrlicher Mensch gewesen — das bezweifle ich nicht!“

„Wer gefressen hat!“ Frau Holberg wandte die Augen entsetzt zur Decke.

„Und ich bin noch 'n ehrlicher Mensch!“ rief Mant. „Und ich will doch arbeiten und ordentlich sein. Bloß verhungern will ich nicht! Aber was soll man denn machen, wenn man überall 'rausgeschmissen wird?“

Er trat mit verzweifelter Geberde an Holberg heran und sagte: „Was? Was soll ich denn machen?“

„Machen Sie, was Sie wollen! Aber entfernen Sie sich! Oder ich lasse Sie wegen Hansfriedensbruch auf der Stelle verhaften!“

„Hahaha!“ Mant lächelte höhnisch. „Da wär' man ja wieder versorgt!“ Dann sank er in sich zusammen und schlich hinaus.

Frau Holberg atmete auf: „Na, Philipp! Um ein Haar hätten wir uns einen Verbrecher ins Haus gesetzt!“

Kommerzienrat Holberg ging mit langen Schritten auf und ab: „An — er — hört! Der dertl kommt womöglich geradewegs aus'm Zuchthaus. Stellt sich hier vor! Eine solche Frechheit ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen!“ —

ss. Steinfressende Pflanzen. Eine wichtige Mitteilung, deren Bedeutung weit größer ist, als es auf den ersten Blick erscheint, macht Dr. Duerden im „Bulletin des Amerikanischen Museums“. Dieser Forscher hat nämlich auf den westindischen Inseln die Beobachtung gemacht, daß die Korallenbarten von winzigen

Pflänzchen eine weitgehende Zerstörung erleiden. Er fand auf fast allen Bruchstücken von totem Korallenkalk in West-Indien eine Anzahl grüner Flecken, und bei genauerer Untersuchung stellten diese sich als Bohrlöcher dar, die von Algen herrührten. Die Algen bilden mit Ausnahme der Bakterien die niederste Pflanzengruppe, die wegen ihrer vielseitigen Eigenschaften und wegen ihrer mannigfachen Ähnlichkeit mit der Beschaffenheit niederer Tiere immer ein lebhaftes Interesse bei den Naturkundigen erregt haben. Auch jene Algen sind also sehr kleine Wesen, die aber in ungeheurer Menge auftreten. Da sie nun die Fähigkeit besitzen, sich sogar in harten Fels verhältnismäßig tief einzubohren, so vermögen sie mit der Zeit große Massen von Korallenkalk dem Verfall zuzuführen. Die Folgen ihrer Thätigkeit sind sehr weitgehende und müssen auch den Geographen beschäftigen. Dr. Duerden hat sich sogar zu der Annahme geführt gesehen, daß die Bohralgen die Bildung von Lagunen auf den Korallen-Inseln zu sehr wesentlichem Teil veranlassen, während man deren Entstehung bisher auf die Auflösung des Korallenkalks durch kohlenstoffhaltiges Wasser zu erklären versuchte. Gerade in ruhigem Wasser, wie es sich als Ergebnis von Ueberflutungen im Innern von Korallen-Inseln ansammelt, gedeihen die Bohralgen ausgezeichnet und können somit dort ihr zerstörerisches Werk am wirksamsten entfalten. —

**Aus dem Tierleben.**

— Der Leinzeißig. Dr. Victor Hornung schreibt in der Wochenschrift „Merthus“: Weit und breit liegt die Landschaft im Schnee vergraben vor uns, die Krähen durchziehen krächzend die Luft, um aus der Höhe nach einem schneefreien Plätzchen Ausschau zu halten. Aus den Berichten erfahren wir, daß auch in nördlichen Strichen der Winter eingelehrt ist, und so können wir schließen, daß verschiedene gefiederte Gäste aus dem hohen Norden kommen, unsre Breiten aufsuchen, um dieselben zu durchstreifen und im Frühling wieder in die Heimat zurückzukehren. Und in der That bestätigen sich unsre Vermutungen; denn gelegentlich eines Ausfluges in die Umgegend der Stadt treffen wir eine Familie Leinzeißige (*Pringilla linaria* L.) an, die sich geschäftig in den Birken umbertummelt. Fröhlich wiegen sich die schmutzen Tierchen an den Zweigen, flattern von einer erschöpften Samenstelle der Birke zu einem ertragreicheren Plätzchen und halten getreulich wie echte Freunde in Freud und Leid zusammen. Geselligkeit, Verträglichkeit und Anhänglichkeit zu einander, das sind die Haupteigenschaften, die dem Leinzeißige zutommen; denn nicht einzeln zieht er im Lande umher, sondern entweder in größerer Zahl mit Seinesgleichen, oder er schließt sich andren gefiederten Freunden, z. B. unsrem heimischen Zeißig an, und ohne Zwistigkeiten und Reid gehen beide Vettern auf die Nahrungsjuche. Die Heimat des Leinzeißigs sind die nördlichen Länder, nur im Winter erscheint er in unsren Gauen, aber nicht alljährlich; denn sein Kommen hängt von den Schneefällen und dem Ueberfluß oder Mangel an Nahrung ab; weist der Norden geringe Schneefälle auf und sind die Birkenjamen gut geratet, so bleibt er getrost daheim, andernfalls zieht er südlich. Seine Nahrung besteht vorwiegend in dem Samen der Birke, zugleich aber auch in den verschiedenartigsten Sämereien; ferner nährt er sich auch von kleinen Insekten und dergleichen. In seinem Leben erinnert der Leinzeißig lebhaft an seinen heimischen Verwandten. Der gleiche zierliche Körperbau, dieselbe Lebensfreude, die Zutraulichkeit und Geschicklichkeit in den Bewegungen, so zeigt sich dies niedliche Wesen dem Beobachter, und jeder, welcher der kleinen Gestalt in der freien Natur begegnet, wird sie lieb gewinnen. Fessend ist der Anblick, wenn das fahrende Völkchen lustig in den Bäumen umherpringt; einige lustige Brüder haben sich von der Hauptgruppe ein wenig abgezweigt und eine nahe, reich mit Samen besetzte Birke aufgesucht. Freudig verständigen sie ihre Genossen von dem reichen Fund, und bald entfaltet sich im Gezweige ein reges, geschäftiges Treiben; denn die ganze Familie stellt sich an der Stätte des Reichthums ein, um verträglich gemeinsam das Mahl zu verzehren.

Das Nest soll der Leinzeißig nicht weit vom Erdboden entfernt anlegen; dasselbe soll aus Halmen, Moos und dergleichen zusammengefügt im Innern mit Federn und ähnlichen Stoffen ausgepolstert sein. Das Gelege besteht aus vier bis sechs bläulich oder blaugrün gefärbten Eiern, die rötliche Flecken aufweisen. Die Lockstimme des Leinzeißigs klingt wie „tschätttschätt“, „düt, düt“. Gefangen wird unser Vögelchen oft in großer Kopfszahl mit Leimruten und andren Vorrichtungen. Ist der Vogelfänger im Besitze eines Lockvogels, dann geht oft der ganze Schwarm der Freiheit verlustig, denn sind erst einige Tierchen in Gefangenschaft geraten, so stürzen sich auch die übrigen ins Verderben, indem sie sich allesamt berücken lassen. Für die Gefangenschaft kann der Leinzeißig dem Vogelfreunde empfohlen werden. Sein Gesang ist allerdings unbedeutend und nicht dazu angethan, ihm Verehrer zu verschaffen, seine Heiterkeit und leichte Zähmbarkeit erwerben ihm dagegen trotz alledem viele Freunde. Einzelne oder mit Seinesgleichen gepflegt hält er sich mehrere Jahre gut in der Gefangenschaft, wird zutraulich und erfreut den Pfleger durch seine Lebenslust. Mit andren Körnerfressern und Weichfressern kann man diese gefälligen Tierchen unserm Zeißig gleich anstandslos zusammenbringen; denn friedliebend ist der Leinzeißig, Fänkereien und Streitigkeiten abgeneigt, dagegen nimmt er sich insofern seines eigenartigen Gesieders und Frohsinns in dem Ge-

ellschaftsfähige hübsch aus und hebt das farbige Bild, welches die verschiedenen gefiederten Lieblinge gewähren. Schade ist es nur, daß das schöne Rot jener kleinen, ihm zur besondern Zierde gereichenden, leuchtenden Krone, sowie die übrigen rot gefärbten Teile des Federkleides in der Gefangenschaft verblaffen und ihm so sein Haupt Schmuck genommen wird. Das Gebauer, welches den Leinzeißig beherbergt, bringt man im Winter in einem wenig oder gar nicht geheizten Raum unter, da er, der Wärme ausgefetzt, leicht eingeht. Wärme ist ihm nicht zuträglich, ein ungeheiztes, wohl zu beachten aber frostoffreies Zimmer entspricht am ehesten den natürlichen Lebensbedingungen des Leinzeißigs. Als Nahrung reicht man dem Gefangenen Mohntamen, Nüßchen, ab und zu Birken- und Erlensamen und auch Grünzeug. —

**Humoristisches.**

— Glückliche Improvisation. Bei einem über die Bretter des Hinterdunnsbacher Theaters gehenden Räuberstück hat der Räuberhauptmann mit der Pistole einen Reisenden niederzuschießen. Da jedoch die Pistole — die einzige, welche in der Requisitenkammer vorhanden ist — nicht funktioniert, hat der Regisseur die Aufgabe, im geeigneten Moment hinter den Coulissen aus einem alten Schlüssel einen Schuß abzugeben.

Die Scene kommt. Aber bevor noch der Räuber die Pistole aus dem Gürtel zog, krachte schon der verabredete Schuß. Feinliche Stille! . . . Da schreit der Räuberhauptmann:

„Hal ein Vor schuß?! Den kann unsereins immer brauchen!“ — Die Situation war gerettet. —

— **Sonderbare Verlobungsanzeige.**  
 Sebastian Knipperling  
 gebürtiger Obsthändler  
 Eulalia Zumberl  
 gerupfte Gestrügelverläuferin  
 Verlobte.  
 („Reggendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

— Die Münchener „Jugend“ hat gegenwärtig 50 000 Abonnenten. —

— Sudermanns neues Bühnenwerk „Sokrates, der Sturmgeßel“, wird vom Lessing-Theater zur Auf-führung gebracht. —

— Die Erstaufführung von Frank Wedekinds Tragödie „Erdegeiß“ im Kleinen Theater ist auf den 12. Dezember verschoben worden. —

— Hebbels Schauspiel „Gyges und sein Ring“ wird am 15. Januar im Schauspielhaus in Scene gehen. —

— J. W. Widmanns Drama „Muse des Aretin“ erzielte bei der Erstaufführung in Basel einen starken Erfolg. —

t. Eine naturwissenschaftliche Expedition in das Innere Brasiliens, namentlich in die bisher unersorschten Gebiete von Piauhj und Maranhao, wird im Januar kommenden Jahres von Wien aus abgehen. Als Leiter wird der Direktor des naturhistorischen Museums in Wien, Professor Franz Steindacher, genannt. —

c. Die russischen Pelzhändler wollen einen Kongreß berufen, der über die Mittel beraten soll, wie man die echte Ware gegen die Imitationen schützen kann. Es werden nämlich neuerdings von bestimmten Industriellen aus Stellen von Raminchen, Gunden, Katzen und Matten Imitationen von Hermelin, Viber, Fuchs usw. verfertigt. —

**Büchereinkauf.**

— Hermann v. Gilm: Gedichte. Innsbruck. A. Edlingers Verlag. —

— Otto zur Linde: „Fantoccini“. Gedichte, Märchen und Skizzen. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. —

— Karl v. Heugel: „Lachende Geschichten“. Novellen. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. —

— Paul Enderling: „Tolle Novellen“. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Preis 1,50 M. —

— Rud. Braune-Rohla: „Ledige Leute“. Drei Thüringer Erzählungen. Leipzig. Sächsischer Volkschriftenverlag. —

— Max Hoffmann: „Hochzeitnacht. Geschichten in Moll und Dur.“ Novellen. Breslau. Schlesiische Verlagsanstalt von S. Schottländer. —

— G. W. Bierßen: „Weiße Herzen“. Roman. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Preis 4 M. —

— Björnsterne Björnson: „Thomas Rendalen“. Roman. 2. Aufl. Berlin. Franz Wunder. —

— Martin Langen: „Geben und Nehmen“. Drama. München. Albert Langen. —

— Dr. Alfred Chr. Kalischer: „Neue Beethoven-Briefe“. Berlin und Leipzig. Schäfer u. Köppler. —

— Hippolyte Taine: „Philosophie der Kunst“. Band 2. Leipzig. Eugen Diederichs. —

— R. W. Emerson: „Vertreter der Menschheit“. Essays. Leipzig. Eugen Diederichs. —

— W. Bölsche: „Liebesleben in der Natur.“ Leipzig. Eugen Diederichs. 3. Folge. —